



Der Hammer
Die Zeitung der
Alten Schmiede
Nr. 57, 06.12

5000 literarische Veranstaltungen der Alten Schmiede

WÄHRENDE KRAFTQUELLEN UNSERER LITERATUR II
AMANSHAUSER - DRACH - GERSTL - HERBST - HIESEL -
HINTZE - KOFLER - PATAKI - WANDER

Am 14.5.2012 hat die 5.000ste Literaturveranstaltung der Alten Schmiede stattgefunden. Aus diesem Anlass erinnerte *Der Hammer* Nr. 56 an zwölf mittlerweile verstorbene literarische Persönlichkeiten, deren Auftritte und Beiträge wichtige Weichenstellungen gesetzt und substantielle Erweiterungen der Programmspektiven der Alten Schmiede mit sich gebracht hatten: H.C. Artmann, Heimrad Bäcker, Gerald Bisinger, Helmut Eisendle, Marianne Fritz, Ernst Jandl, Gert Jonke, Gerhard Kofler, Andreas Okopenko, Reinhard Priessnitz, Wendelin Schmidt-Dengler, Hermann Schürer.

Ausgabe 57 setzt dieses Vorhaben mit der Vergegenwärtigung von neun weiteren Stützen des die gesamte Vielfalt literarischer Methoden berücksichtigenden Programms der Alten Schmiede fort. Dieses hat sich als ein jahrzehntelanges gemeinsames Wirken über Sprach-, Genre-, Generationen- und literarische Methodengrenzen hinweg erwiesen, das sich bei allen notwendigen Abgrenzungen und Unterscheidungen mit vereinten Kräften in den Dienst gesellschaftlicher Bewusstseinsbildung und individueller Emanzipation zu stellen gewillt ist.

Der Hammer Nr. 57 erscheint zur Würdigungsveranstaltung für **Elfriede Gerstl** am **13.6.2012**, in der ein Materialienband aus dem Nachlass und der erste Band einer neuen Werkausgabe einer Dichterin vorgestellt werden, die mehr als ein halbes Jahrhundert lang im Wiener literarischen Gefüge markante Akzente gesetzt hat. Elfriede Gerstl hätte am 16.6.2012 ihren 80. Geburtstag gefeiert.



Peter Rosei

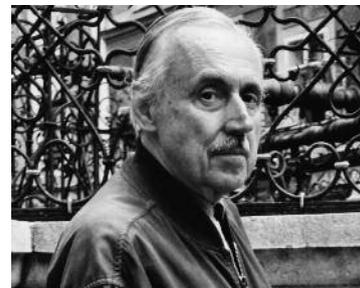
Erinnerung an Gerhard Amanshauser

Gerhard hat immer sehr viel auf Haltung gegeben, ein Herr eben. Was sich dann nachts wieder aufhob, wenn er Hand- oder Kopfstände auf Autokühlern vorführte.

Kongruent dazu war er ein formbewußter Stilist, gelegentlich verwegen, ein Satiriker, aber nicht von der Sorte, die uns zu billigem Applaus einlädt: Amanshauser zielte gut. Er traf immer auch sich selbst.

Ich bin dabei gewesen, als er zum damaligen Salzburger Landeshauptmann in aller Bescheidenheit sagte: »Für den Wiederaufbau habe ich keinen Finger gerührt!« Man wich vor ihm zurück. Klerikale, Nazis und Macher waren seine besonderen Lieblinge.

Auf mich hat er immer ein wenig heruntergeschaut, kam er doch aus seiner Villa am Berg her, ich aber, nun ja, nicht gerade aus der Gosse. Trotzdem hat er mir öfter aus seinen Arbeitsheften vorgelesen, er ließ sich was sagen, war meist mit sich nicht ganz zufrieden, ein fröhlicher Wissenschaftler trotz allem, ein guter Kumpan, gelegentlich Zauberer, ein Charmeur, ein Eintänzer und Verführer, der geborene Aphoristiker.



GERHARD AMANSHAUSER, *1928 in Salzburg, †2006 ebenda. Ab 1955 freier Schriftsteller. Rauriser Literaturpreis (1973); Literaturpreis der Stadt Salzburg (1992); Österreichischer Würdigungspreis für Literatur (1994). 1987 zwei Wiener Vorlesungen zur Literatur zum Thema *Prosodie und Manierismus*. Ab 1996 legte die Bibliothek der Provinz sein Gesamtwerk neu auf.

#

Elfriede Jelinek

Die Welt als Wille und Fragment (Partikel?)

(noch einmal zu Elfriede Gerstl)

Ich lese Elfriede Gerstls (zu diesem Zeitpunkt noch unpublizierte) Gedichte aus dem »Nachlaß für Herbert«. Für ihren Gefährten Herbert J. Wimmer. So wie der literarische Dialog (und natürlich nicht nur der) zwischen diesen beiden Dichtern abgelaufen ist, so laufen auch diese Gedichte ab, es sind die Gedichte einer Frau, die weiß, daß sie abtreten wird, ablaufen; laufen, das war einmal dieser leichte, schnelle Gang. Hier läuft ihre Sprache also noch einmal vor uns, und es ist kein Schaulaufen, und da kann auch kein Schaulaufsteg sein. Ich kann mir diese Situation nicht einmal vorstellen: Eine Dichterin greift sich voraus in die Zukunft und wird gleichzeitig von etwas festgehalten, wahrscheinlich nur leicht, am Mantelsaum zum Beispiel, nicht wegen der Leichtigkeit in ihren Gedichten, auf die sie so großen Wert gelegt hat, sondern weil sogar ihre Griffe, nach allem, auch nach begehrten Dingen, altem Schmuck (»Schmücker«), Tüchern, Blusen, Kleidern, trotz allem Wunsch, vielleicht sogar Gier, sie zu besitzen, nie fest gewesen sind. Es waren Griffe und Be-Griffe (fürs Schreiben), die dazu gedient haben, zu bestimmen, natürlich nicht im Sinn von Beherrschen (nichts wäre Elfriede ferner gelegen!), sondern um diesen Gegenstand, den literarischen wie den körperschmückenden, richtiger bestimmen zu können, präziser auf den Punkt zu bringen, präziser als es selbst die Sprache kann, die am Ende nur noch, zu dieser äußersten Präzision sozusagen gezwungen (auch Zwang war Elfriede das Fernste, sie war ja Opfer eines Zwangsregimes, das nichts auslassen konnte, das Menschen wie sie nicht auslassen durfte, weil sie zur Vernichtung bestimmt waren, man muß das immer wieder sagen, man muß vielleicht nicht, aber ich muß), fast nur stammeln kann, aber stammeln würde es jemand nennen, der nur oberflächlich mit Elfriede Gerstls Werk vertraut wäre, ich nenne es, also ich weiß jetzt nicht, wie ich es nennen soll, vielleicht so, wie Elfriede selbst es in dem Gedicht *beiläufige diagnose* (für herbert) benennt: »bei lesungen/ins publikum ausgestreute ausgesäte gedichte«, die »bilden mitunter wurzeln....«. Etwas, das man also ausstretet wie Samenkörner (einzelne, bitte nicht das Bild mit dem machtvoll dahinschreitenden Säer jetzt vor geistigem Auge sehen!), das sich dann aber verwurzelt, verankert, wie sich die flimmernden Geißelhärchen eines Tieres (das ist von mir, Tiere hat Elfriede nicht so gern gemocht, außer Katzen) festhaken, wo sie andocken können. Zuerst wird die Sprache, das Gedicht geworfen, und hinterher verankert es sich, schlägt Wurzeln. So stimmt die Reihenfolge, aber nichts ist mehr: so, und irgendwie sehe ich es doch auch umgekehrt. Oder ich gehe weiter zurück. Wenn man schreibt, muß man die Wörter voneinander unterscheiden (und natürlich ihre Gegenstände), man

muß verschiedene Wörter hinschreiben, und zwar so, daß das ganze einen Sinn hat oder irgendwie bekommt. Man kann auch immer wieder das gleiche Wort schreiben, das wäre vielleicht auch schön, falls man das Wort gern hat, aber Abwechslung ergötzt vielleicht mehr, allein die Sammlungen an Gegenständen, die Elfriede aufgebaut hat, beweisen, daß sie die Vielfalt geliebt hat und eben: die verschiedenen Wörter und Worte. Worte schaffen kein Leben, aber das Leben schafft Worte, und an die hat Elfriede Gerstl sich bis zuletzt geklammert, als hätte sie, indem sie diese Worte ausgeworfen hat, ihr Leben festhalten können. Solange ich Worte habe, erkenne ich noch etwas. Und viele Worte ergeben einen Anblick, der sich vor das berühmte geistige Auge schiebt, ob man diesem Anblick nun ins Auge blicken will oder nicht. Jedes Wort ein Erkennen. Vielleicht hat die Dichterin es erst in dem Moment erkannt, als sie es hingeschrieben hat, und vielleicht hat sie es noch einmal, aber anders, erkannt, als sie es in ihr Publikum geschleudert, nein, zu hartes Wort, vielleicht: gestreut hat? Diese Gedichte aus dem Nachlaß wirken, als ob sie sich selbst etwas nachgeschrieben hätte (es sind ja auch andere Versionen von Gedichten dabei, die ich schon gekannt habe, die man schon kennt, aber das meine ich nicht), als ob das plötzliche Erkennen ihres Gegenstands, den sie vielleicht schon von früher gekannt hatte (auch ihrer Krankheit, die natürlich am Ende auch in den Gedichten beherrschend gewesen ist), eines Gegenstands, der irgendwann einmal in ihr aufgetaucht oder von ihrer Einbildungskraft hervorgebracht worden war oder ihr einfach passiert war, im Vorübergehen, schon der eigentliche schöpferische Akt gewesen wäre. Nur scheint der Gegenstand irgendwann von seinem Weg abgewichen und ihr plötzlich wieder ganz neu erschienen zu sein. Die Krankheit ist auch ein Abweichen vom Weg. Die Krankheit hat Elfriede, vielleicht um sich selbst von sich wegschleudern, vor der Krankheit in Sicherheit bringen zu können, möglicherweise als Wurf begriffen, als Ent-Wurf, später dann als ein wieder Fortwerfen, gerichtet auf uns (das Vorlesen war Elfriede ja fast genauso wichtig wie das Schreiben), und vielleicht ist ja alles Schöpferische eine Krankheit, weil nicht jeder das hat. Diese Gedichte sind in ihrer Haptik, in ihrem Angegriffensein und Angreifbarsein, anti-transzendent, Entschuldigung, ich verwende diesen Begriff sehr ungenau!, vielleicht als ein Überschreiten der Grenzen von Erfahrung?, aber eigentlich ist es das auch noch nicht, es geht in eine andre Richtung. Diese Gedichte sprengen in ihrem Wurf (in ihrem Lauf? Nervenlauf?) jede Transzendenz, die es für sie überhaupt geben könnte, denn dieses Zusammentreffen an der Grenze zwischen der Erfahrung und dem Nichts



würde dann ja wahrscheinlich im Jenseits stattfinden. Und davon kann man nicht mehr sprechen, egal, wo die Grenze verläuft. Das Erkennen wird Wort als Bild und Bild als Wort. Elfriede wirft ihre Samenkörner noch vor einer möglichen transzendentalen Umwandlung, noch vor einem möglichen metasprachlichen Ausuferen ins Unbekannte, aus ihren kleinen Krankenbettchen, und das macht sie noch bevor das Saatgut diesen Zustand das Daliegens erreichen hätte können, um dann womöglich einfach bequem da liegenzubleiben. Die Dichterin wirft ihre Wort-Patienten (sie selbst war immer ungeduldig, also das Gegenteil einer Patientin) in die Luft, eigentlich wirft sie sie einfach fort (austreiben nennt man das bei einer Pflanze, aber bei Elfriede war dieses Austreiben buchstäblich zu nehmen, nicht im Sinn von etwas, das aus der Wurzel wächst und wird, sondern das gleichzeitig den Menschen Elfriede aus sich selbst ausgetrieben hat, man könnte auch sagen, sie habe, anstatt Worten und Wörtern, sich selbst ins Publikum geschleudert, ist eh schon wurscht, ich muß sowieso gehen ... und ist verschwunden. »Bin schon bereit«, hat sie einmal gesagt, und das war sie wirklich immer: bereit, für alles). Das Verschwinden im Auftauchen, und zwar stets in äußerster Konkretion, die sich auf den Gegenstand bezieht und Anschauung genannt wird (und da hat wieder jeder seine eigene!), das ist es vielleicht: Sich und seinen Gegenstand, der etwas ist, das fliegen kann (ein Ball?, ja, vielleicht ein Ball! Und der ist jetzt im Feld, den kriegen wir nicht so einfach wieder weg), der eigenen Einbildungskraft wegzunehmen, loszurennen und damit nicht nur die Wirklichkeit, sondern auch die Transzendenz elegant zu überdribbeln, indem man quasi durch schöpferische Aufladung die einfachsten, alltäglichsten Dinge, über die man schreibt, der Transzendenz im letzten Moment noch wegschnappt. Ich meine, diese Dichterin entnimmt der Wirklichkeit diese Dinge, die man in Objektsprache sehr gut darstellen kann, was sie natürlich auch tut, wenn sie Lust hat, aber gerade diese Gedichte aus dem Nachlaß sind, finde ich, ins Einfachste und gleichzeitig Komplizierteste und Schwierigste getrieben, weil sie eben nichts weniger tun als mehr, nein, nichts mehr tun als weniger. Indem die Dichterin die Begriffe von Gegenständen und Zuständen, die in den Gedichten ein und dasselbe sind, herumwirft, wird sie selbst geworfen, wie Wäsche in der Trommel der Maschine, und wirft, wie gesagt, auch noch mit sich selbst, sie sprengt jede Maschine, sie entnimmt ihrem Zustand die konkretesten Dinge, die sich denken lassen, essen, trinken, speiben, das, was jeder kennt, um all diese Gegenstände und Zustände in eine Kette überzuführen und dann in Wortketten. Dabei müssen die Begriffe und Gegenstände immer genauer und präziser bestimmt werden, bis man sie zwischendurch nicht mehr erkennt und dann doch wieder, und dann wieder nicht und dann schon, in jedem Fall, der kein Fall ist, aber im Flug, so rasch sind sie an uns vorbei!, auch wenn das autoritäre Bestimmen der Begriffe für diese Autorin auch wieder nicht stimmt, ach, ist das schwierig, tut mir so leid, ich versuchs nochmal, also: Diese Gegenstände und Zustände werden in immer kleinere Einheiten zerlegt, fragmentiert, zersplittert, zu winzigen Partikeln zerbröselt, bis alle Vorstellungen, wirklich alle, als Vorstellungen der Dichterin (nix mit Wille und Vorstellung, eher das Gegenteil!), ihren Gegenstand, der nur dieser und kein anderer sein kann, als der, den sie da hinschreibt, durchdringen, und, indem diese Teilchen, also alle Vorstellungen, die bei dieser Explosion mitgerissen wurden, auf uns geworfen werden wie Sternent Staub, sind sie schon wieder rückverwandelt worden in Gegenstände, und die Gegenstände wieder werden zu anderen Vorstellungen, natürlich gebrochen durch den jeweils Lesenden oder Hörenden, damit dieser die Begriffe von diesen Gegenständen für sich wiederum relativieren, verändern kann. Er versteht, was er da hört oder liest, aber es ist etwas anderes geworden, und er selbst ist jetzt auch ein anderer. Jeder ein Stück Gerstl, sie ist ja jetzt in jedem Partikel und in jedem Rezipienten drinnen, sie ist in alles eingedrungen. Die Erscheinungen der Dinge, wie sie Elfriede Gerstl in die Hand und dann in ihr Schreiben genommen hat, als, da sie ja von ihr kommen, die einzigen Gegenstände, die auch jederzeit wieder hergegeben werden kön-

nen, werden, da sie endlich ganz präzise definiert worden sind, und zwar von ihr, auch von ihren Lesern jetzt anders bestimmt, und sie sind dann noch viel richtiger als richtig. Und so beziehen sich die Gegenstände der Dichterin, denen nichts entgegensteht und denen sich nichts entgegenstellt, die durch uns hindurchgehen, leichtfüßig wie Elfriede selbst auch war, trotz ihres Durchdrungenseins von so vielem, von so vielen Splittern und Fragmenten (später dann nicht mehr, als sie vom Wasser, vom kalten Wasser angefüllt war, nicht mehr, da war sie wirklich durchdrungen, da ist sie zu schwer geworden für sich selbst), nicht einfach auf sich selbst (aber damit immer auch auf die Autorin), sondern die Dinge, die Elfriede Gerstl uns hinwirft, mit leichter Hand, ich kann es nicht oft genug wiederholen, auch weil meine so schwer und es so schwer zu beschreiben ist, werden zu Vorstellungen und die haben wieder, als Vorstellungen, ihren Gegenstand und können so wieder zu Gegenständen anderer Vorstellungen werden und so weiter. Diese ganz konkreten Gegenstände, von denen man eine Vorstellung aber erst bekommt, wenn sie einem an den Kopf fliegen, und die Vorstellungen, die auch jeweils ihren eigenen Gegenstand haben (nicht: derheben müssen!), treten, angeführt von Elfriede Gerstl, auf (so wie ihre Kleidersammlung dicht gedrängt auf dem Gestell hing, eins nach dem anderen, und jedes echt, was immer mit echt gemeint ist), und werden, da sie schon wieder zu leicht sind, um lang gehalten zu werden, sofort wieder weggeworfen, in uns hinein, es ist ja sonst keiner da, so lange bis diese äußerste Konkretion all dieser Gegenstände, welche Worte sind, die durch Worte nicht mehr ausgedrückt werden können, weil man sie nicht mehr fassen kann, obwohl sie ja so alltäglich und normal vor uns stehen, weil sie Worte einfach, nein, nicht einfach, SIND und da sind. Bis diese Konkretion also erreicht worden ist, indem sie sich in uns auflösen, die Wörter wie die Gegenstände, und alles sein können. Gerade weil sie so präzise benannt worden sind, können sie alles andere auch sein. Diese Kompliziertheit, die ich Konkretion nenne, aber Einfachheit nennen könnte, die alles enthält, und die in uns eintrifft, danke sehr, bis also diese Konkretion verschwindet, nicht mehr angeschaut werden kann, indem man diese Gegenstände, diese Sprache immer anschauen MUSS, weil hier Sprache Gegenstand (und nicht, wie so oft, Gegenstand Sprache) geworden ist. Es wird alles eins und einer. Es läuft alles auf einen glühenden Punkt zu, ich würde nicht sagen: Es spitzt sich zu, das sicher nicht, aber das Gesagte läuft wie ein rasendes Fahrzeug auf einen leuchtenden Punkt zu und wird schließlich zu diesem Punkt; die Erscheinungen werden wieder Vorstellungen, die ihren Gegenstand haben und/oder endlich wieder gefunden haben, das ganze Schreiben eine einzige Suche, obwohl der Gegenstand die ganze Zeit ja da war, ein Teilchen in der Kette von Vorstellungen und Gegenständen und Gegen-Gegenständen, nicht Dingen (obwohl es natürlich Dinge sind, sehr konkrete sogar), sondern es handelt sich um die Vorstellung von Dingen, die Dichterin stellt sie uns vor, wir stellen sie einander vor, als sähen sie sich zum ersten Mal, alles fällt ineinander, und der Punkt verglüht zitternd, alle Wörter sind ein und dasselbe, gerade weil sie so verschieden sind wie die Vorstellungen der Gegenstände verschieden sind, der Punkt verglüht also, aber nicht vor Angst. Erlöscht angstlos. Und ohne daß etwas verloren wäre. Es ist alles in diesem Punkt, und während er verschwindet, entsteht er. Und das Wort ist Fleisch geworden, leider wohnt es nicht mehr unter uns. Es ist unbekannt verzogen. Nicht ins Unbekannte, nein, es ist, so unbekannt, wie es seit jeher war, verzogen, indem es in uns eingezogen ist. Machen Sie damit, was Sie wollen! Elfriede Gerstl wäre es recht gewesen.

ELFRIEDE GERSTL, *1932, †2009 in Wien. Sie überlebte mit ihrer Mutter die NS-Zeit in mehreren Verstecken. Ab 1955 erste literarische Veröffentlichungen. 1990 Würdigungspreis der Stadt Wien für Literatur, 1999 Georg-Trakl-Preis und Erich-Fried-Preis, 2003 Goldene Ehrenmedaille der Stadt Wien. 2012 erster Band einer vierbändigen Werkausgabe. Elfriede Gerstl konzipierte in der Alten Schmiede ein Autorinnenmonat (1982), sie hielt 1987 zwei *Wiener Vorlesungen zur Literatur* zum Thema *Literatur als Erkenntnis und Therapie*. 1993 und 1998 fanden Textportraits zu ihrem Werk statt, 2002 *Literarisches Portrait*. Konzept des Autorinnenprojekts *Bilderregen – Surrealismen in gegenwärtiger Literatur* (2007). Das Foto Harry Ertls auf Seite 1 zeigt Elfriede Gerstl bei einer Lesung in der Alten Schmiede am 19.4.1993.



Peter Henisch und Eva Schobel

Drach

Der Schriftsteller Albert Drach wurde 1902 in Wien geboren. In diversen Literaturlexika kann man nachlesen, daß er in einer »assimilierten jüdischen Bürgerfamilie« aufgewachsen ist. Dagegen würde er, ein Mann, dem es um Genauigkeit ging und der sich sein Lebtage leicht zum Widerspruch gereizt fühlte, bereits protestieren. Seine Familie hätte keine »Assimilation« nötig gehabt, sie habe sich ganz selbstverständlich dem deutschen Kulturkreis zugehörig gefühlt.

Genützt hat das ihnen und anderen von ihrer Klassenlage nur wenig. Der Vater, über dessen Tod Drach in dem Buch *ZZ das ist die Zwischenzeit* sehr beeindruckend schreibt, hat den Einmarsch Hitlers in Österreich nicht mehr erlebt, aber der Sohn muß 1939 emigrieren. Ohnehin tritt er die Flucht beinahe zu spät an. Jedenfalls zu spät, um nicht nur sich selbst, sondern auch die alte Mutter zu retten.

Drach war Anwalt. Durch seinen Beruf fühlt er sich ohnehin meist auf der Seite derer, die an den Rand der Gesellschaft gedrängt werden. Nun, zwischen 1939 und 1945 gehört er selbst zu ihnen. Das spiegelt sich in seinem literarischen Werk. Denn seiner Berufung nach war er Schriftsteller.

Ein Schriftsteller allerdings, den damals, als er im französischen Exil landet, keiner kennt. Er hat Lyrik und Prosa geschrieben, aber davon war nur wenig veröffentlicht. Er hat Stücke geschrieben, aber die wurden nicht aufgeführt. Aber er läßt sich nicht entmutigen. 1939 schreibt er in Nizza *Das große Protokoll gegen Zwetschkenbaum*. Das ist die Leidensgeschichte des obdachlosen, frommen Juden Zwetschkenbaum, der unter einem gleichnamigen Baum sitzend verhaftet wird, weil man ihn verdächtigt, Zwetschken gestohlen zu haben.

Um diese und andere Geschichten erzählen zu können, ohne sie mit pathetischem Sentiment zu belasten, wählt Drach eine spezielle Methode, die er als »Protokollstil« bezeichnet. Er »protokolliert« gegen seine eigenen Helden. Diese Helden sind immer zu Unrecht Verfolgte. Nach und nach soll auch der dümmste Leser erkennen, daß diejenigen, die da systematisch ins Unrecht gesetzt werden, im Recht sind.

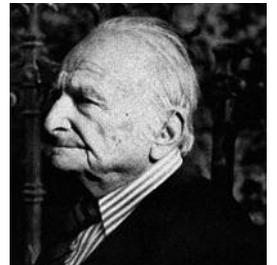
Als Drach, der Deportation aus dem mit Deutschland kollaborierenden Südfrankreich nur um ein Haar entgangen, 1947 nach Österreich zurückkehrt, kämpft er um die Rückgabe seines Hauses in Mödling und die Veröffentlichung des *Zwetschkenbaum*.

Eine Verlegerin, der er das Manuskript anbietet, schreibt ihm, daß die Zeit noch nicht reif sei für ein Buch, »in dem ein Jude gut wegkomme«. Als der Roman 1964 endlich erscheint, wird er aber ein unerwarteter Erfolg. Zu diesem Zeitpunkt ist der »neu entdeckte« Autor Albert Drach bereits 62 Jahre alt.

Durch den Erfolg, der nun, spät aber doch, einzusetzen scheint, schreibt er den grandiosen Roman *Untersuchung an Mädeln*. Darin wird gegen zwei Autostopperinnen protokolliert, die vergewaltigt und dann noch des Mordes an ihrem Vergewaltiger bezichtigt werden. Sein autobiographisch fundiertes Buch *Unsentimentale Reise* ist kein Protokoll, sondern ein gnadenlos zynischer Bericht vom durch irrwitzige Zufälle bedingten Überleben in der Emigration. Damals absolut kein Erfolg, sondern ein Buch, das Befremden auslöste.

In den folgenden Jahren wird Drach wieder vergessen. Aber 1988 erhält er den in der deutschsprachigen Literaturwelt als höchst bedeutend angesehenen Büchner-Preis. Eine späte Genugtuung – für ein paar Jahre fühlt er sich in der Bedeutung, die er sich selbst zumißt, erkannt. Als er 1995 stirbt, ist er allerdings noch immer/schon wieder einer der großen zu wenig Beachteten der österreichischen Literatur.

ALBERT DRACH, *1902 in Wien, †1995 in Mödling. Studium der Rechtswissenschaften in Wien; überlebte den Nationalsozialismus in Südfrankreich, 1948 Rückkehr nach Mödling. Rechtsanwalt und Schriftsteller. 1988 Georg-Büchner-Preis; 1993 Grillparzer-Preis und Ehrendoktorwürde der Universität Wien. Eine Werkausgabe in 10 Bänden erschien im Zsolnay-Verlag. 1989 galt ihm ein *Literarisches Porträt* der Alten Schmiede, 1992 und 1993 war ihm das erste *Neue Wiener Symposium* der Alten Schmiede gewidmet – dokumentiert als *In Sachen Albert Drach* (Hg. Bernhard Fetz).



#

Gerhard Jaschke

Ein Eintrag zu Werner Herbst (1943–2008)

im Internet beginnt mit: »Keiner der Long- oder gar Shortlisten. Keiner, den Wikipedia nennt und kennt. Sondern einer, der für (nicht nur eigene) ›Sehtexte‹ das Wagnis eines eigenen Verlags unternahm.«

Was erinnert vier Jahre nach seinem Tod an ihn? Was hinterließ er? Außer seinen bereits genannten *Sehtexten*, diesen akribisch gebauten Stempelbildern, eine beträchtliche Zahl Gedichte und Prosatexte, im Mittelpunkt gewiß sein *zwischenort* betitelter Langtext, der sowohl formal-experimentelle wie realistische Elemente zu vereinen suchte. Das war ja das Besondere an ihm, daß er nahezu zeitgleich im *Wespennest* und in den *neuen texten* Arbeiten veröffentlichen konnte, ohne deshalb ein schlechtes Gewissen haben zu müssen.

Was bleibt von einem, dem es sogar verwehrt blieb, als bekannter Unbekannter seiner Zeit zu gelten, nicht einmal das! Und doch produzierte er auf Teufel komm raus Texte, Bilder, Objekte. Ein Dichter für Dichter, ja das war er schon. – Und darüber hinaus? Ein paar wenige nahmen ihn und sein Werk wahr ...

Obzwar er nicht zu übersehen war – und die Verwechslungsmöglichkeit mit einem stadtbekanntem Bildhauer, der sich gern in Innenstadtlökalen wodka-trinkend die Zeit vertrieb, ihm von seiner Lebensgefährtin

die eine oder andere Rüge oder doch zumindest amüsante Frage nach seinem Herumtreiben eintrug.

Manch berühmter Kollege wie etwa Helmut Eisendle bat ihn gar des öfteren um Rezitation eines seiner Gedichte, wie dem der vor sich hinstinkenden und -rostenden Ölsardine ...

Am meisten beeindruckt hat mich jedoch von seinen Gedichten wohl das, mit dem das *Podium*-Porträtbändchen, das anlässlich seines 60. Geburtstages erschien, schließt – und das mit den Zeilen »ich lebte eine weile / die weile ist dahin« beginnt.

Aus einem neuen gemeinsamen Projekt, einem erneuten Versuch eines literarischen Duett-Duells gerissen – diesmal über das Älterwerden ... erinnere ich mich an Okopenkos Lockergedicht vom »aufgelösten Duo«: »was ihm zu deppert war / ist jetzt mein repertoire«.

WERNER HERBST, *1943, †2008 in Wien, 1970 Gründung der *herbstpresse*. Beteiligung an Happenings und Ausstellungen visueller Poesie im In- und Ausland. 1993 V. O. Stomps-Preis für Kleinverlage. Zahlreiche Auftritte in der Alten Schmiede, Engagement für die von ihm verlegten Dichterinnen und Dichter. Wichtige Publikationen: *zur eisernen zeit. geschichten und gedichte vom naschmarkt* (1980); *Das Apfelmus, bist Du's?* Ausgewählte Gedichte (1989); *Drucksachen* (1989); *zwischenort* (1991); legendär die literarischen Duett-Duelle mit Gerhard Jaschke.





Helmut Peschina

FRANZ HIESEL. HÖRSPIELENTHUSIAST

Franz Hiesel wird am 11. April 1921 in Wien als Sohn eines Eisenbahners geboren. Er wächst, wie er selbst angibt, in beengten, proletarischen Verhältnissen auf. Für das Gymnasium ist nach zwei Jahren das Geld zu knapp, Hiesel lernt Drogist. Er wird in den Krieg eingezogen, nach Kriegsgefangenschaft kehrt er nach Wien zurück, wird Schaffner bei den Wiener Verkehrsbetrieben. Schriftstellerisches Resultat dieser Jahre wird sein TV-Semidokumentarfilm *Die Ausnahme* (1975, Regie Walter Davy) über die Streiktage der Arbeiter und Straßenbahner im Oktober des Jahres 1950 gegen den aufkommenden Kommunismus.

Anfang 1950 nützt Hiesel das Angebot der Stadt Wien für junge Literaten und wird Bibliothekar bei den Wiener Städtischen Büchereien, wie auch Christine Busta, Walter Buchebner und Gerhard Fritsch. Mit Gerhard Fritsch freundet sich Hiesel an, in späteren Jahren wird er dessen Dramaturg sein, verfasst mit ihm gemeinsam die 5-teilige Hörspielerie *Die Reise nach Österreich*, die der NDR produziert.

Zwischen 1947 und 1953 schreibt er laut eigenen Angaben rund 200 Kurzgeschichten und Feuilletons (vor allem für die *Arbeiterzeitung*) sowie drei Theaterstücke, die in Wien und Linz uraufgeführt werden.

Nach 1953 widmet sich der Autor fast ausschließlich dem Hörspiel, als Hörer, Autor, Dramaturg, Abteilungsleiter, Organisator, Sammler und Archivar, Erfinder des *Hörspielmuseums* im ORF und im Literarischen Quartier, Herausgeber der Publikation *Repertoire 999 – Literaturdenkmal Hörspiel*.

Das Genre Hörspiel zu einer eigenen Literaturgattung zu erheben, den Hörspieltext als eigenständige, ernstzunehmende literarische Gattung anzuerkennen, war Franz Hiesel ein wichtiges Anliegen. Das Hörspiel aus dem Nischendasein zu holen und der Flüchtigkeit des Mediums Radio entgegenzuwirken.

Nach Jahren als Dramaturg und stellvertretender Leiter der Abteilung Hörspiel in BR und NDR, übernahm Hiesel 1977 die Abteilung Literatur und Hörspiel im Landesstudio Wien bis zu seiner Pensionierung 1983.

Seit Beginn seiner dramaturgischen Tätigkeit hatte Hiesel die Idee eines »Hörspiel-Repertoires«, ausgehend vom Theaterrepertoire und sich auf Bertolt Brecht berufend, der bereits 1927 in einem Feuilleton forderte: »Mit der Zeit müssen sie [die Sender] auch endlich eine Art Repertoire schaffen, d.h., sie müssen Stücke in bestimmten Intervallen, sagen wir alljährlich, aufführen.« (Wobei es Brecht ausschließlich um die Honorierung ging.)

Seinen Repertoiregedanken konnte Hiesel am 23. Juni 1975 umsetzen, als es unter der Leitung von Dr. Reinhard Urbach im Literarischen Quartier in Wien zur ersten öffentlichen Vorführung eines Hörspiels kommt. Damit war das *Hörspielmuseum* in der Alten Schmiede eröffnet und laut Hiesel: »Eine erste und einmalige Einrichtung«, zu der Autoren, Regisseure und Dramaturgen aus Österreich und den Nachbarländern eingeladen wurden. In den Jahren 1975–1990 kam es zu 150 Veranstaltungen. Hiesel: »Mein HÖRSPIELMUSEUM kann sicher als Beitrag zur Repertoirebildung verstanden und begriffen werden.«

1977 gelang es ihm, auch im Sender Radio Wien jeden zweiten Samstag im Monat den Extratermin *Das Hörspielmuseum* durchzusetzen, korrespondierend mit den Montag-Veranstaltungen in der Alten Schmiede.

Bereits in den 1970er Jahren hatte Hiesel die Idee gehabt, einen »Hörspiel Pool Pannonia« zu gründen, gemeinsam mit dem Internationalen Hörspielzentrum Unterrabnitz, geleitet von seinem Freund und literarischen Gefährten Jan Rys. Standort sollte sein Haus in Mannersdorf an der Rabnitz im Burgenland werden. Diesen Plan konnte der Hörspielenthusiast nicht realisieren, stattdessen kam es zum *Hörspielmuseum* im ORF/Studio Wien und in der Alten Schmiede.

FRANZ HIESEL, *1921 in Wien, †1996; Hörspielautor, Dramaturg und Schriftsteller. Ab 1960 Hörspieldramaturg im Norddeutschen Rundfunk, 1977–1983 Leiter der Abteilung Hörspiel und Literatur des ORF-Landesstudios Wien. 1954 Österreichischer Staatspreis für Hörspiel, 1959 Hörspielpreis der Kriegsblinden. Leitung des *Hörspielmuseums* in der Alten Schmiede von 1977–1990, Mitwirkung an den Autorenseminaren über Friederike Mayröcker (1978), Elias Canetti (1979), Ilse Aichinger (1980).



#

Margret Kreidl

SCHÖNE AXT
ZUM AUSLICHTEN

Stille Post für Heidi Pataki

Schöne Axt zum Auslichten
Schöne Wachstumsaussichten
 Im Janker zum Wald pilgern
Nein danke zum Parkpockerl
 Fangt den Biskuithasen
Angst vor Kreditblasen
 Eßtest für unsere Schlanken
Stresstest für unsere Banken
 Barasketen trinken Traubensaft
Sarpakete drücken Kaufkraft
 Sauft lieber, Schnitzel sind teuer
Glaubenskrieg um Spitzensteuer
 Wo Bürger grillen, findest du Zäune
Udo Jürgens erfüllt Träume
 Marzipantorten für Portugiesen
Soziale Antworten auf die Krise
 Treuer Blick und Zöpfe opfern
Steuertrick zum Löcherstopfen
 Eure Postboten verenden, amen
Neue Kostensenkungsprogramme

Der Text nimmt Bezug auf zwei Gedichtbände von Heidi Pataki: *Schlagzeilen*. Gedichte, Suhrkamp, Frankfurt/Main 1968. *Stille Post*. Gedichte, edition neue texte, Linz 1979. Die Schlagzeilen aus österreichischen Tageszeitungen sind kursiv gesetzt.



WER SICH AUFHÄNGT, HAT KEIN GLÜCK

Frei nach dem Gedicht das *altägyptische traumbuch* von Heidi Pataki

Wer sich aufhängt, hat kein Glück.
 Wer nicht mehr beißen kann, wird sich verlieben.
 Wer chinesisch spricht, ist zufrieden.
 Wer einen Drachen sieht, hat schon gewonnen.
 Wer Eier legt, wird keine Kinder bekommen.
 Wer einen Fremden küßt, verliert seine Wohnung.
 Wer Gurken schält, hat nichts zu verbergen.
 Wer mit einer Hure schläft, kann mit Gewinnen rechnen.
 Wer ein Indianer ist, wird bald sterben.
 Wer nach Japan reist, sucht einen Ausweg.
 Wer seinen eigenen Kot ißt, bleibt anständig.
 Wer von der Leiter fällt, wird eine Überraschung erleben.
 Wer seine Mutter schlägt, wird alt werden.
 Wer seinen Namen vergißt, wird Geld erben.
 Wer keine Ohren hat, muß auf seinen Bauch hören.
 Wer einen Pelz trägt, ist eifersüchtig.
 Wer aus der Quelle trinkt, kennt seine Pflichten.
 Wer eine Rose pflückt, stößt auf ein Hindernis.
 Wer im Sarg liegt, hat Grund zur Freude.
 Wer eine Treppe hinaufsteigt, findet neue Freunde.
 Wer auf die Uhr schaut, vergißt seine Träume.
 Wer seinen Vater küßt, braucht keinen Psychiater.
 Wer einen Wolf sieht, soll nicht nach dem Sinn fragen.
 Wer den Zug versäumt, will auf sich aufmerksam machen.



HEIDI PATAKI, *1940, †2006 in Wien. Schriftstellerin und Publizistin. 1970–80 Mitarbeit am *Neuen Forum*, Redakteurin der *Film-Schrift* und des *Jüdischen Echo*. 1991–2006 Präsidentin der *Grazer Autorinnen Autorenversammlung*. Wichtige Gedichtbände: *Schlagzeilen* (1968); *Stille Post* (1978); *Kurze Pause* (1993); *Amok und Koma* (1999); *Kontrapost. Über Sprache, Kunst und Eros* (2001). 1983 konzipierte sie das Autorinnenprojekt *Romantik und Neue Romantik* in der Alten Schmiede.

Heidi Pataki: *das altägyptische traumbuch*, in: H. P.: *amok und koma*. Gedichte, Otto Müller Verlag, Salzburg/Wien 1999.

#

Antonio Fian

DAS AUSWEICHLICHE, DAS UN AUSWEICHLICHE

Es war Werner Kofler nicht mehr vergönnt, persönlich anwesend zu sein bei einer Veranstaltung in Aix-en-Provence im Frühjahr 2011, bei der französische Übersetzungen seiner Bücher präsentiert wurden, aber wenigstens hatte er noch die Genugtuung zu wissen, dass man in Frankreich kein Problem hatte, seine Literatur zu verstehen, dass sie nicht UNVERSTÄNDLICH war, wie ihm im deutschen Sprachraum von der Literaturkritik andauernd vorgeworfen worden ist (jedenfalls solange ihn die Literaturkritik noch wahrgenommen, seine Bücher besprochen hat, denn in den letzten Jahren seines Lebens, lang vor seinem Tod, hat er für diese Literaturkritik oder korrekter »Literaturkritik« oder noch korrekter Werbeagentur deutscher Großverlage nicht mehr existiert). Sie wusste nichts anzufangen mit seiner Literatur, seiner Verbrechensbekämpfung, mit der er, wenngleich um die Aussichtslosigkeit wissend, der Wirklichkeit »zusetzen« wollte, konnte nicht verstehen, warum er, am liebsten in der Vorzukunft und mit ihren wirklichen Namen, Personen auftreten ließ und schreibend

bekämpfte, die nur, wie es hieß, regional Bekanntheitsgrad besäßen, Günter Aloys zum Beispiel in *Kalte Herberge*, Hotelier aus Ischgl, und dessen »Lebensprojekt, die Berge über und die Schipisten rund um Ischgl zu *überdachen*, um so ein gigantisches FESTZELT entstehen zu lassen«. Wer, so die Literaturkritik – ich zitiere sinngemäß –, kennt Günter Aloys, gibt es ihn überhaupt, ist ein solches Vorhaben denkbar oder nur eine Erfindung des Autors, und wenn es ihn gibt, diesen Günter Aloys und seine Ischglüberdachungspläne, was kümmert es uns, ein Thomasbernhardgeburtstag steht bevor, ein neuer Kehlmann erscheint, wir haben anderes zu tun, so ungefähr die Literaturkritik.

Es gibt ihn natürlich, Günter Aloys. Wie immer, nicht nur bei Karl Kraus, sondern auch bei Werner Kofler, sind die grellsten Erfindungen Zitate, und sind sie keine Zitate, sind sie Vorwegnahmen. 1984, im Erscheinungsjahr des Romans *Konkurrenz*, gab es zwar schon die Humanic-Fernsehwerbung, aber den Werbefeldzug für die Schuhfir-



ma Homolač, »(Der dumpfe Chor:) ›Schwarze Schuhmilch des Morgens, wir lačen und lačen...« (Die klare Stimme:) ›Kam, kam ein Schuh, kam, wollt gehen...« gab es noch nicht, Celans *Todesfuge*, Celans *Engführung* als Grundlage für die Hebung des Schuhverkaufs waren noch maßlose, geschmacklose Übertreibungen und würden doch heute, da Katzenfutterwerbung mit Baudelaire daherkommt und der Tod bei Benetton unter Vertrag ist, niemanden überraschen, sofern sie überhaupt noch verstanden würden.

Die Wirklichkeit, wie vom Autor befürchtet, hat weitergemacht, ungeniert. Werner Kofler ist tot, gestorben nach langer Krankheit. »(Krebsdiagnose, Fluchtgedanken verworfen) / Bleibe im Lande und zerstöre dich redlich«, hat er notiert, nachdem er das Niederschmetternde erfahren hatte, und geduldig, mehr als das, gelassen ist er zugegangen auf das Unausweichliche. Denn sein Zorn galt nie dem Unausweichlichen, immer nur dem Ausweichlichen, den Verbrechen aller Art, den stattgehabten, ungesühnten, von denen *Tanzcafé Treblinka* handelt, oder den möglichen, wie der Naturüberdachung des Hoteliers Günter Aloys, deren Folgen an anderer Stelle, in anderem Zusammenhang, in dem Hörspiel *Auf der Strecke* beschrieben werden: »Wieder dort gewesen, nichts gesehen, nicht den blauen Speik und

den roten Steinbrech nicht, nicht Türkenbund und Eisenhut, nicht die wie Blasmusikanten zusammenstehenden Enziane, nicht den Himmelsherold, nicht den blassblauen Vorschein des Mondes über dem Bergrücken, hinter dem schwarzen Wald, nichts mehr gesehen.«

Werner Kofler ist tot. »Spuren hinterlassen« wollte er, in einem seiner letzten Notate, »Hinweise, Fingerzeige, für die wenigen, die noch lesen können, und solange sie es noch können.«

Werner Kofler, *1947 in Villach, †2011 in Wien. Erste Veröffentlichungen 1963, 1990 Österreichischer Würdigungspreis für Literatur, 1991 Preis der Stadt Wien, 2008 Österreichisches Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst. Zu seinen bekanntesten Werken zählen: *Guggile: vom Bravsein und vom Schweinigeln* (1975); *Aus der Wildnis. Zwei Fragmente* (1980); *Am Schreibtisch. Alpensagen, Reisebilder, Racheakte* (1998); *Hotel Mordschein*. Drei Prosatücke (1989); *Zu spät. Tiefland, Obsession*. Prosa (2010). In der Alten Schmiede konzipierte er das Projekt *Ohne Motto, Ohne Konzept* (1986).



#

Marlene Streeruwitz

IDE. NACHRUF

Am Ende sah ich ihn dann das letzte Mal im Fernsehen. Spät in der Nacht. Ide verteidigte einmal mehr Falco als Literaten. Damals zappte ich weiter. Warum sollte man sich für diesen künstlich nasalierenden Hübschling Falco einsetzen, fragte ich mich. War die Bezeichnung Popmusiker nicht genug. Und warum war es so ein Anliegen von Ide. Er trat ja in jeder Falco-Doku auf und sagte, Falco wäre ein Poet gewesen oder hätte das sein wollen. Aber. Er hatte schon recht. Es war eine Lücke zwischen Klassen, die sich in dieser Frage zeigte. Und der politische Dichter Ide Hintze verwies zu Recht darauf, daß das so war. Plötzlich ist es nämlich ganz deutlich, wie wenig sich Falco in seinen von isoliertem Bonmot zu isoliertem Bonmot weiterarbeitenden Monologen vor der Kamera von Thomas Bernhard unterscheidet. Der stockt auch von Sentenz zu Sentenz. Er hat aber diese Hochsprache zur Verfügung und er hat in der geeigneten ORF-Journalistin eine Ansprechperson. Die ersetzt Ide nun in jeder dieser Falco-Dokumentationen und macht damit Antiklassenpolitik. Gegen die Abwertung einer Person, die sich dieses Reden erobern mußte. Die in diesem Reden künstlich bleiben mußte, weil die Anerkennung schon gleich die Ablehnung in sich getragen hatte. Neid. Das herrscht in Wien. Neid. Das erkannte Ide schon in seinen frühen Arbeiten. Neid kann das Leben kosten. Die Beneideten trifft das schnell. Die Neider ein bißchen später, aber genauso sicher. Und. Es ist nicht leicht, ein Mann zu sein, der sprechen will. In Wien. Schon dieses Sprechen-Wollen kann einen in den Neid bringen. Dagegen ging es Ide. Gegen Neid und um Großzügigkeit ging es im politischen Programm von Ide. Vor allem gegen einen Neid, der rückgewandt alles Falsche über andere ausgießen kann. Das ergab eine fast unerträgliche Intensität in der Person Ide Hintze. Die, die in der Welt waren, sollten verstehen, wünschte er sich. Und. Sie taten es nicht. Der lachende Ide der frühen Jahre der Schule für Dichtung, der ermöglichen wollte. Der nur

wollte, daß alle ihre Stummheit überwinden würden und dann die politische Geschwisterlichkeit er stehen sollte. Und. Es war Geschwisterlichkeit. Ide bezeichnete sich als Feministen und war das im Schreiben auch. Der lachende Ide. Er verwandelte sich in den organisierenden Ide. In den Gründer-Ide. Der Dichter geriet in den Hintergrund. Ich trennte da auch nicht und sprach mit Ide immer mehr mit dem Ermöglicher als mit dem Dichter, der kein Autor sein wollte und keine Texte verfassen.

Der sich Dichter nannte und Poesie schrieb und Literatur und der das für sich und für alle anderen gegen die Welt verteidigte. Wie für uns alle. Der Widerspruch eines Lebens, das auf schöpferischem Eigenmaß beruht, und der Wahnsinn der Selbstzerstörung des Konformismus der Gesellschaft. Es ist schwer zu ertragen. Es schien, als hätte Ide einen Weg gefunden gehabt, diesen Widerspruch abzuschütteln. Aber. Vielleicht war es ja genau so. Und. Die Arbeiten von Ide Hintze bleiben uns. Es gibt ja eine Hinterlassenschaft. Werden wir der gerecht. Wenigstens.

CHRISTIAN IDE HINTZE, *1953, †2012 in Wien. Lyriker, Aktionskünstler, Performance- und Multimediapoet. 1991 Mitbegründer und bis zu seinem Tod Leiter der Schule für Dichtung in Wien. Wichtige Werke (Auswahl): *Zettelalbum*. Tagebuch, Zetteltexte, Briefe (1978); *Die Goldene Flut*. Gedichte (1987); *Die lyrische Guerilla* (1993); *autoren als revolutionäre* (2002); *nantzn. performative poetry* (2009); *7fold poetics* (2010). Mitwirkungen an den zahlreichen Gemeinschaftsveranstaltungen der Schule für Dichtung und der Alten Schmiede.





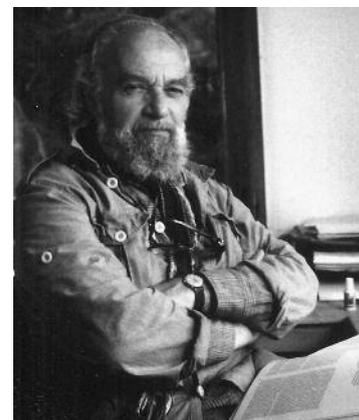
Elisabeth Reichart

Fred Wander (1917–2006)

Vor einem Bügelbrett als Schreibtisch, darauf Papier, Stifte – so sehe ich Fred vor mir. Es war wenig, was er brauchte, um Bücher zu schreiben wie: Der siebente Brunnen; Hotel Baalbek; Das gute Leben, Erinnerungen. Irgendwo gab es eine Schreibmaschine, früher war auch der Fotoapparat wichtig: Als Österreicher mit der Wienerin Maxi Wander in Berlin-Ost, zu Zeiten von BRD und DDR lebend, durfte er reisen.

Begonnen haben die Reisen anders – bereits als Jugendlicher hat er in Wien den Antisemitismus zu spüren bekommen und hat unmittelbar nach dem Einmarsch Hitlers 1938 seine Geburtsstadt verlassen, um nach Frankreich ins Exil zu gehen, fasziniert von der Pariser Atmosphäre. Spätestens hier wurde er zum Beobachter der Gescheiterten, entdeckte er seine Liebe zu den Katastrophenmenschen, beschreibt diese Zeit später als »eine der schönsten Stationen« seines Lebens. Vielleicht fühlte er sich zugehörig wie nirgendwo sonst – nicht in der DDR, nicht in Wien, wo er nach dem KZ als Reporter und Fotograf lebte und während seiner

letzten Lebensjahrzehnte mit seiner Frau Susanne. Zwischen Paris und Wien: KZ-Erfahrungen! Zuerst in Frankreich, dann in deutschen Vernichtungslagern. Diese Erfahrungen prägten sein Schreiben: Es sind literarische Gegenentwürfe zur Shoah. Erzählen, um zu überleben, als Widerstand gegen die systematische Auslöschung des eigenen Willens, Denkens, Träumens, Fühlens. Erzählendes Erinnern, um Namen über die Nummern zu schreiben, die Gesichter wieder lebendig werden zu lassen. Er besteht, allen Zählappellen, Schweigediktaten und dem Verstummen durch Erschöpfung, Krankheit zum Trotz, auf einer sinnlichen Sprache, mit der er zugleich das Erzählen an den Orten der Vernichtung thematisiert. Schreiben war für ihn eine Form, seine »Selbstachtung wieder zu gewinnen«, und obwohl er seine Nichtzugehörigkeit mehrfach thematisierte, betonte er gleichzeitig, dass es einen anderen Ort für ihn gab, den ihm wohl niemand nehmen konnte: »Der Mensch wohnt in sich selbst, sonst nirgends«.



FRED WANDER, *1917, †2006 in Wien. Sohn eines jüdischen Handelsvertreters. 1942 Deportation nach Auschwitz. Journalistische und fotografische Tätigkeiten in Wien. 1955 Studium am Literaturinstitut Johannes R. Becher in Leipzig. 1972 Heinrich-Mann-Preis für *Der siebente Brunnen* (1971), 1996 Österreichischer Würdigungspreis für Literatur. Erste Lesung nach Rückkehr aus der DDR 1985 in der Alten Schmiede. 1994 und 2007 ebenda Literarische Portraits zu Fred Wander. Zuerkennung des Preises der Stadt Wien für Literatur 2006, posthume Überreichung der Urkunde an die Witwe 2007 in der Alten Schmiede.



Literaturprogramm der Alten Schmiede für Juni 2012

LQ – Literarisches Quartier • AS – Alte Schmiede – Werkstatt • GLZ – Galerie der Literaturzeitschriften

13.6. Mittwoch, 19.00 LQ	ELFRIEDE GERSTL (16. Juni 1932–9. April 2009) <i>wer ist denn schon zu hause bei sich</i> . Materialien und Texte aus dem Nachlass, Interpretationen, Kommentare (Profile 19, Solnay Verlag) CHRISTA GÜRTLER und MARTIN WEDL stellen den von ihnen herausgegebenen Band vor, mit Beiträgen von HERBERT J. WIMMER und DORON RABINOVICI • Elfriede Gerstl: Mittellange Minis Band 1 der Werkausgabe (Literaturverlag Droschl) • ANNETTE KNOCH (Verlegerin), HELGA MITTERBAUER und CHRISTA GÜRTLER (Herausgeberinnen) sprechen zur vierbändigen Werkausgabe (2012–2015), unter Mitwirkung von BATVA HORN (Edition Splitter) • DORON RABINOVICI liest aus Band 1 (1962–1977) • Moderation: KLAUS KASTBERGER • In Zusammenarbeit mit dem Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek • Projekt <i>Stadtinstitut für Literarische Forschungen</i>
14.6. Donnerstag, 19.00 AS	ERNST-JANDL-DOZENTUR für POETIK 2012 Konversatorium zu den zwei Vorlesungen MIMESIS UND SYNÄSTHESIE von FERDINAND SCHMATZ • Moderation: THOMAS EDER (Universität Wien) • ein Gemeinschaftsprojekt des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur, des Instituts für Germanistik der Universität Wien und der Alten Schmiede
18.6. Montag, 19.00 LQ	Aktuelle literarische Gesellschaftsbefunde – Überlebenskünste und prekäre Verhältnisse • Ausgewählte literarische Neuerscheinungen – Frühjahr 2012 GYÖRGY DALOS (Berlin) liest aus seinem Roman DER FALL DES ÖKONOMEN (Rotbuch, deutsche Bearbeitung von Elsbeth Zylla) • Einleitung und Moderation: MICHAEL CERHA (Wernberg)
19.6. Dienstag, 19.00 LQ	GEDICHTKONFERENZ Konstellationen von Lebens – Orten: Konstellationen von Sprache INGO SPRINGENSCHMID (Bregenz/Bludenz) liest aus ZU FALL UND STELLE (Klever Verlag, 2012) • MARUŠA KRESE (Slowenien, zurzeit Gast der Alten Schmiede) liest aus NENADOMA SE JE STEMNILO / PLÖTZLICH WURDE ES DUNKEL . Reisedgedichte (mit Fotografien von Meta Kresce , deutsch von Daniela Kocmut , Pavlove hiše, Pavelhaus, 2011) • HANSJÖRG ZAUNER (Wien) liest aus seinem Gedichtband DIE TAFEL SCHREIBT (Ritter Verlag, 2012) • Einleitungen und Moderation: MICHAEL CERHA
21.6. Donnerstag, 19.00 LQ	Aktuelle literarische Gesellschaftsbefunde – DER FIKTIVE AUFSTAND – DIE REALE GESCHICHTE VOLKER BRAUN (Berlin) liest aus DIE HELLEN HAUFEN . Erzählung (Suhrkamp Verlag) • Einleitung und Gespräch: REINHARD URBACH
25.6. Montag, 19.00 AS	Reihe Textvorstellungen : Lesungen, Diskussion • Motto: Hinschauen, nicht hinschauen (Ohnmacht, Gewalt, Sprache) – Neue Texte von ALEXANDER MICHEUZ (Graz), RENATE SILBERER (Linz), BARBARA ZEMAN (Wien) • Einleitung und Gespräch: ANGELIKA REITZER
27.6. Mittwoch, 19.00 AS	Textmuster – Reisen : Einleitungen und Moderation: KATHARINA SERLES • ausgewählte literarische Neuerscheinungen – Lesungen von KATHARINA RIESE (Wien) WIR DANKEN FÜR IHREN BESUCH! Reisejournal mit Kassabons (Edition Freitag, 2012) • BERNHARD HÜTTENEGGER (Klagenfurt/Wien) AUCH ICH IN ARKADIEN . Reiseroman über Italien (kitab Verlag, 2011) • WALTRAUD SEIDLHOFER (Wels) SINGAPUR oder DER LAUF DER DINGE . Prosa (Klever Verlag, 2012)
28.6. Donnerstag, 19.00 LQ	Ausgewählte literarische Neuerscheinungen – Frühjahr 2012 FRIEDERIKE MAYRÖCKER (Wien) liest aus VON DEN UMARMUNGEN . Gedichte (Insel Verlag, 2012)



Alte Schmiede Literarisches Quartier, Schönlaterngasse 9, 1010 Wien, Österreich, (0043-1) 512 44 46, www.alte-schmiede.at

Freier Eintritt bei allen Veranstaltungen in der Alten Schmiede

Impressum: Der Hammer – Die Zeitung der Alten Schmiede, Ausgabe 57/ 2012 | Redaktion: Walter Famler, Kurt Neumann, Petra Meßner, Paul Dvořák | Fotos: Harry Ertl (Gerstl, Kofler, Pataki); Gerhard Jaschke (Herbst); Wienbibliothek (Hiesel); privat (Amanshauser, Wander); Hania Kartusch (Drach); Schule für Dichtung (Hintze) | Koordination: Marianne Schwach | Alle: 1010 Wien, Schönlaterngasse 9; Telefon (0043-1) 512 83 29; Fax (0043-1) 513 19 629; e-mail: marianne.schwach@alte-schmiede.at | Der Hammer 57 erscheint in einer Auflage von 32 000 Exemplaren als Beilage zum Augustin, Nummer 323, Juni 2012 | Grafische Gestaltung: fuhrer